

Jacob Johanssen

Die Mannosphäre

Frauenfeindliche Communitys im Internet

HERBERT VON HALEM VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Jacob Johanssen

Die Mannosphäre.

Frauenfeindliche Communitys im Internet

Köln: Halem, 2023

Hinweis: In diesem Buch werden beunruhigende und beleidigende Aussagen thematisiert. Einigen Leserinnen und Lesern könnte es schwerfallen, sich mit dieser Art von Material auseinanderzusetzen.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2023 Herbert von Halem Verlag, Köln

Übersetzung aus dem Englischen durch den Autor.

Originaltitel: *Fantasy, Online Misogyny and the Manosphere. Male Bodies of Dis/Inhibition.*

All Rights Reserved. Authorised translation from the English language edition published by Routledge, a member of Taylor & Francis Group.

ISBN (Print) 978-3-86962-620-8

ISBN (PDF) 978-3-86962-621-5

ISBN (ePub) 978-3-86962-622-2

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im
Internet unter <http://www.halem-verlag.de>
E-Mail: info@halem-verlag.de

SATZ: Herbert von Halem Verlag

LEKTORAT: Rüdiger Steiner

DRUCK: docupoint GmbH, Magdeburg

UMSCHLAGFOTO: Elijah Hiett/Unsplash

GESTALTUNG: Claudia Ott, Düsseldorf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

INHALT

VORWORT	7
EINLEITUNG – EINE PSYCHOANALYSE DER MANNOSPHERE	20
1. FASCHISTISCHE MÄNNERKÖRPER – DAMALS UND HEUTE	55
2. DIE SEXUELLE REVOLUTION, DIE MANNOSPHERE UND DER (POST)FEMINISMUS	83
3. GEGENREAKTION AUF DIE SEXUELLE REVOLUTION AUF YOUTUBE	115
4. INCELS – FANTASIEN DER ZERSTÖRUNG UND DES BEGEHRENS	143
5. MEN GOING THEIR OWN WAY (MGTOW) – FRAUEN SOLLEN (NICHT) EXISTIEREN	179
6. DIE MANIFESTE DER MÖRDER UND DER ABWESENDE VATER	210
7. NOFAP – MASTURBATION, PORNOS UND PHALLISCHE FRAGILITÄT	240
8. VON DER ENT/HEMMUNG ZUR ANERKENNUNG – EIN HOFFNUNGSSCHIMMER?	282
GLOSSAR	309
LITERATUR	313

VORWORT

Zuerst habe ich Jacob Johanssen dafür zu danken, welch prominenten Platz er meiner Arbeit *Männerphantasien* von 1977 in seiner eigenen Studie zur männlichen Gewalt in unserer Gesellschaft einräumt – seiner großartigen, in viele Richtungen ausgreifenden Studie.

Es war ja nicht viel los in den letzten Jahrzehnten auf dem Feld der analytischen ›Täterforschung‹. Zur deutschen Situation nach dem Ersten Weltkrieg – meinem speziellen Arbeitsgebiet – hat es Studien in der Geschichtswissenschaft gegeben, im englischsprachigen Raum etwa das Buch von Mark Jones *Founding Weimar. Violence and the German Revolution of 1918-19* (2017), die hochqualifizierte Arbeit eines jungen Historikers, der ›alle Quellen‹ noch einmal durchforstet. Nur: zu den spezifisch psychisch-körperlichen Gründen dieser ›Violence‹, die das Buch im Titel führt, steht so gut wie nichts darin. Das ist die Crux mit den professionellen Historikern. Sie bearbeiten einen ›Gegenstand‹ oder ein ›Feld‹, das außerhalb von ihnen besteht, studieren die Akten, formulieren ihre ›Urteile‹ in einer kühlen Subjekt-Objekt-Relation: Der Historiker urteilt, die Geschichte ist das ›Beurteilte‹; dann schreitet er weiter zum ›nächsten Objekt‹. Als einen persönlichen Teil dieser ›Geschichte‹, die er da beschrieben hat, versteht er sich in aller Regel nicht.

Jacob Johanssen macht das anders. Ihm ist klar, dass eine Arbeit, die die männliche Gewalt zum Thema hat, nicht geschrieben werden kann, ohne die eigene historisch gewachsene Körperlichkeit mitzureflektieren.

Diese Gewalt kann man nicht losgelöst von jeweils herrschenden Gesellschaftsstrukturen beschreiben. Dies bedeutet für unser Herrschaftssystem: Ohne ein Mitdenken der Bedingungen des seit Jahrtausenden dominanten ›Patriarchats‹. Und Teil dieser Struktur ist jeder Mann hier, auch wenn er sie kritisiert, selber: »Gleichzeitig reproduziere ich das Patriarchat zumindest bis zu einem gewissen Grad einfach dadurch, da ich ein Mann bin, der im neoliberalen Kapitalismus lebt.« (siehe Seite 282).

So benennt Johanssen die Gefahr, die allen Arbeiten droht, die sich von ›intellektuell und emotional überlegenen‹ Standpunkten aus mit den männlichen Gewaltformen in der Welt befassen. Die Gefahr, deren zentrale Strukturmerkmale unwillentlich zu wiederholen, wenn sie einfach nur als ›dumm‹, ›krank‹ und ›abwegig‹ beschrieben werden – also als den eigenen Denk- und Verhaltensweisen ›selbstverständlich unterlegen‹. Johanssen stellt fest: Wenn wir das Verhalten und die Ideen der Leute von Incel, MGTOW, No Fap und anderer Gruppierungen der ›Mannosphäre‹ einfach nur zurückweisen, produzieren wir nichts analytisch Brauchbares – wir reproduzieren dann nur deren spezifische Strukturen, die in psychiatrischen Begriffen als ›binäre und paranoisch-schizoide‹ bezeichnet werden können. Aber solche ›Diagnosen‹ befreien uns nicht von möglicher eigener Verstrickung. Insbesondere das Denken und Urteilen in ›Binaritäten‹ erweist sich als verhängnisvoll.

Wer innerhalb unserer – westlich-demokratischen Kultur und den damit gegebenen institutionellen Bedingungen – lebt und arbeitet, ist nicht von diesen Bedingungen befreit durch die Behauptungen: Ich bin aber anders, bin kein ›Gewalttäter‹, unterdrücke Frauen nicht, bin also nicht selber Gegenstand meiner Forschung und stehe über meinem Gegenstand. Diese Haltung ist weit verbreitet bei Menschen, die nicht gelernt haben, (psycho)analytisch zu denken. Sie neigen dazu, alles, was sie im Leben irgendwie ›stört‹ oder ›behindert‹, in der Außenwelt zu verorten. Das ›Böse‹, das ›Schlechte‹, das ›schwer Verdauliche‹ ist immer ›im Anderen‹. Dies macht zwar das Leben (scheinbar) leichter, ist aber kein guter Ausgangspunkt für zutreffende Erkenntnisse.

Ein hochqualifizierter deutscher Historiker hat kürzlich eine Studie zur deutschen Geschichte des 19./20. Jahrhunderts vorgelegt, ein gutes Buch mit einer Fülle von Daten und Namen, aus dem ich viel lerne. Alles

gut belegt und durchdacht, z. B. wie die herrschenden Gruppierungen und Schichten des deutschen Kaiserreichs schon zum Ende des 19. Jahrhunderts nachweisbar mit Verve auf den noch in ›der Ferne liegenden‹ Krieg zusteuern, der als Erster Weltkrieg in die Geschichte einging. Er stellt dar, wie sie diesen künftigen Krieg (um die Weltherrschaft) ökonomisch-militärisch geradezu ersehnen, und macht auch keinen Bogen um die Darstellung der Gräueltaten der Vernichtung der jüdischen Populationen Europas in den Konzentrationslagern.

Aber Sigmund Freud bzw. die Psychoanalyse kommen in dem Buch nicht vor. Geht das?, frage ich. Kann man die deutsche Gewaltgeschichte, die deutsche Kriegsgeschichte, die Geschichte der Lager, den deutschen Vernichtungswillen, wie er sich in der versuchten Ausrottung jüdischer (und auch russischer) Menschen zeigte, darstellen, ohne sich in die Abgründe der psychischen Strukturen der Täter dieser Morde – überwiegend Männer – hineinzugeben? Ich glaube, das kann man nicht. Und dies gilt für anglo-amerikanische Gewalttäter nicht weniger.

Als ich *Männerphantasien* zwischen 1972 und 1977 geschrieben habe – parallel zu den sich entwickelnden frühen Formen des (west)deutschen Feminismus – war ich Vater eines kleinen Jungen und frisch verheiratet mit einer Frau, die begonnen hatte in der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universitätsklinik Freiburg zu arbeiten. Dies war verbunden mit den laufenden politischen Diskussionen – ökologisch, feministisch und antikolonialistisch – und bestimmt von der ›Gewaltfrage‹: Wo und wann ist der Einsatz von Waffengewalt erlaubt oder sogar geboten, eine Frage, die den – im Selbstverständnis pazifistischen – Körper zu zerreißen drohte.

Und wie verhält sich mein eigenes ›Mann-Sein‹ zu dem der tötenden Freikorps-Männer von 1920? Wie verhält es sich zum Mann-Sein meines Vaters, einem autoritätsgläubigen Hitler-Anhänger und Nazi-Mitläufer? Wie erscheint es in den Augen meiner Frau, wie nimmt unser Kind mich wahr? Wie erscheint mein Mann-Sein in der Improvisationsgruppe, in der ich Musik mache?

Frägt man heutige Männer der etwas älteren Generationen, die ihr Leben einigermaßen ›erfolgreich‹ hinbekommen haben, nach ihrem Lieblingssong, nennen die meisten den Titel *I did it my way* von Paul

Anka bzw. Frank Sinatra. Zuletzt konnte man dies vom deutschen Ex-Kanzler Gerhard Schröder hören. ›My Way‹, der Macht-Macho – unverändert, unveränderbar?

›My Way‹? Genau damit könnte ich mein Leben und Tun nicht benennen. Wenn schon dann: ›We did it our way‹. Aber auch das wäre noch zu angeberisch. Ohne meine Frau, ohne helfende, ohne mitschwingende Freundesgruppen, ohne Mitarbeiter und Unterstützer in Arbeitsgruppen und Institutionen, ohne Anteil an den sich verändernden Strukturen des Öffentlichen in der sich nach dem Zweiten Weltkrieg langsam demokratisierenden Gesellschaft, ohne Black Music, ohne ständige Reflexion des Eigenzustands innerhalb all dieser Verbindungen wäre das eigene ›Denken‹ doch eher nichts, es wäre gar nicht entwickelt. In der Zahl 1 existiert das (sogenannte) Individuum doch gar nicht. Die 2 ist das mindeste – vom Baby bis zu den Freuden der Liebe. Das ›autonome Subjekt‹ ist eine philosophische Konstruktion (dazu gleich mehr).

So ist es mir zuerst einmal eine große Freude, dass es im Jahr 2022 einen psychoanalytisch denkenden Menschen gibt, der die bald 50 Jahre alten *Männerphantasien* (begonnen mit dem Schreiben habe ich 1972) nicht nur mit Zustimmung liest, sondern sie fruchtbar weiterdenkt. Jacob Johanssen untersucht die heutigen relevanten ›faschistischen‹ Männer und ihre mörderischen Aktionen im Licht der älteren wie der neueren Forschungsliteratur. Dabei denkt er neuere psychoanalytische Konzepte mit und bringt sie in Beziehung zur veränderten technologischen Beschaffenheit der heutigen Welt. Größten Dank für diese gigantische Arbeit, die immer getragen ist von der Gewissheit, dass im Zentrum solcher Bemühungen die diversen menschlichen Körper zu stehen haben in der jeweils differenten Ausprägung ihrer Sexualitäten.

Der Einzelkörper – soweit er sich als einzelner zwanghaft zu behaupten sucht – erscheint bei Johanssen wie bei mir als ›fragmented body‹, als in seiner Entwicklung teil-zerstörter Körper, der sich zu panzern sucht gegen die Bedrohungen der Außenwelt und/oder machtvolle Formationen sucht mit der Absicht, sich ihnen einzufügen. Angstbesetzte, ›bedrohte‹ Körper helfen sich fast immer mit Gewalt. Der ›faschistische‹ Körper ist mit Ängsten beladen, insbesondere der Angst, von den äußeren Realitäten ›verschlungen‹ zu werden. Die Zentralangst alles

›Faschistischen‹ ist die Angst vor der Körperauflösung. Das trifft für 1920 zu, für 1960, für 1990 und für 2020 – mit den Differenzen des jeweils Umgebenden.

Das Wort ›queer‹ gab es 1977 nicht. Ebenso ›LGBTQ‹. Auch die Wörter ›Mannosphäre‹, ›Internet‹ oder ›Digitalität‹ waren unbekannt. Was gleich geblieben ist: »Die reale Frau ist nicht vorhanden und wird durch eine Fantasie ersetzt, die die Kontrolle über die Frau ermöglicht.«, wie Johanssen schreibt (siehe Seite 301). Aber Formen und Bedingungen dieser Fantasie sind verschoben.

Auch verschoben sind die Formen psychoanalytischen Denkens, das Auswege sucht aus der Situation zwanghafter (selbstauferlegter) Isolation der Mannosphäre. So denkt Jacob Johanssen das Konzept ›fragmentierter Körper‹ weiter im Rahmen der Arbeiten von Jessica Benjamin. Bei ihr wird der Fokus vom ödipalen/phallischen Konstrukt zu einer ›Psychoanalyse der Beziehungen‹ verschoben, wo ein menschliches Wesen ein anderes anerkennt als sowohl gleich wie verschieden von sich selbst. Wo Ideen und Gefühle geteilt werden können und aus der wechselseitigen Anerkennung und Überschneidung der Individuen ein ›Drittes‹ entstehen kann, das beiden zugehört. Dies Dritte, sagt Benjamin, kann nicht entstehen unter dem ›Regime des Phallus‹, kann nicht wachsen im ödipalen Freud/Lacan-Feld, wo der Vater als Verbotsinstanz und drohender Kastrator erscheint. Ihre Konstruktionen früher intersubjektiver Geschlechterrelationen zwischen Mutter und Kind gehen dabei über die Beschwörung des prä-ödipalen Feldes einer Einheit von Mutter und Baby – wie Mahler oder Anzieu es entwarfen – hinaus.

Natürlich kann ich solche Komplexitäten hier nur andeuten und bin damit beim Hauptproblem meiner Würdigung von Johanssens Arbeit. Ich habe sein Buch mit großer Zustimmung gelesen, bemerke nun aber beim Versuch, darüber zu schreiben, dass genau diese sehr weitgehende Übereinstimmung das Schreiben nicht etwa erleichtert, sondern erschwert. Ich kann ja nicht permanent sagen: ›Gut, genau, finde ich auch.‹ Die Kette des Zitierens wäre eine endlose und sie würde nur wiederholen, was im Buch alles steht.

So bietet es sich an, einige Unterschiede herauszuarbeiten. Die Männer, die Johanssen analysiert, gleichen zwar in vieler Hinsicht den von

mir in *Männerphantasien* beschriebenen, in mancher Hinsicht aber auch nicht. Eine zentrale Feststellung in *Männerphantasien* lautet, die Fantasien über Frauen sind meist aus der Abwesenheit realer Frauen entstanden. Das gilt für die heutigen so nicht. Jacob Johanssen schreibt: »Die Männer sind von der Fantasie der Frau abhängig, weil die Frau sie (irgendwann) anerkennen und ihre Existenz bestätigen könnte.« (siehe Seite 301). Bei den Männern der Mannosphäre sind Frauen zwar auch »abwesend«, aber sie stehen im Zentrum der Fantasien dieser Männer. Nichts wird gedacht oder gefühlt ohne Bezug auf Weiblichkeit. In Geheim wird eine Anerkennung der eigenen Existenz von Frauen ersehnt. Die Wut auf Frauen resultiert vor allem daraus, dass sie diese Erwartung nicht erfüllen wollen.

Von weiblicher Seite erkannt zu werden, anerkannt zu werden war beim wilhelminisch zugerichteten Mann von 1890 bis 1920 ein kaum anzutreffender Wunsch. Die Angst vor den körperauflösenden Qualitäten der Frauen war viel zu groß, um solche Nähe zuzulassen. Das wilhelminische Zivilleben bis zum Ersten Weltkrieg war so organisiert, dass wirkliche Nähe zwischen Männern und Frauen (über den Geschwisterbereich hinaus) nicht entstehen konnte, weil es kaum öffentliche Räume gab, in denen die verschiedenen »Geschlechter« sich hätten begegnen können. Die Gymnasien waren nach Geschlechtern getrennt und öffentliche Tanzveranstaltungen existierten nicht.

All diese Dinge haben sich grundlegend geändert. Frauen sind heute überall in der Öffentlichkeit, sind an den Arbeitsplätzen, auf den Straßen, in Vereinen, in Fabriken und Büros. Sie sind in den Wohnungen nicht mehr eingesperrt und in der Werbung omnipräsent. Die Männer der Mannosphäre helfen sich dagegen mit einer speziellen Fantasie. Johanssen schreibt: »Die verschiedenen Communities und Männer konstruieren stattdessen einen Anderen, der dazu da ist, ihnen zu dienen – als eine gehorsame Weiblichkeit, die das fragmentierte Ich der Männer stützen soll. Obwohl sie sich nichts sehnlicher wünschen als Anerkennung, greifen sie auf die Zerstörung des Anderen zurück. Solche Handlungen scheinen jede Möglichkeit der Anerkennung, des gegenseitigen Verständnisses oder des Dialogs auszuschließen. Es hat den Anschein, dass die Männer, wenn sie Anerkennung wünschen, eine bestimmte Form

der Anerkennung suchen: die Unterwerfung. Die Männer, angeheizt durch ihre faschistischen Körperfantasien, erträumen sich Szenarien, in denen sie die dominanten Männer sind, die von unterwürfigen Frauen bewundert und umsorgt werden.« (siehe Seite 301).

Eine Frau wird konstruiert, die ihre eigene Unterwerfung erschnt. Eine tatsächliche Wahrnehmung ›des Anderen‹ und ›gegenseitiger Respekt‹ können da nicht entstehen. Wobei eine andere Differenz noch ungeklärt bleibt: Welches sind die Umstände, die Männer der Mannosphäre dazu bringen, ›die Frau‹ töten zu wollen? Wo ist der Punkt, an dem die Mordlust entspringt, der Entschluss zur Vernichtung des weiblichen Körpers? Der Punkt, auf den viele der Männerfantasien ja zusteuern: eine Welt ohne Frauen. Dies findet auch Johanssen schwer zu entscheiden. Wo wird der Incel, wo wird der MGTOW-Mann zum Killer, zum Attentäter? Er mordet nicht zufällig, er läuft nicht ›Amok‹ – er fasst einen Entschluß, so viel ist klar. Hier kann wohl nur das genaue Studium jedes Einzelfalls helfen.

Auch auf die zentrale Frage, woher die zerstörten, fragmentierten Körper kommen, hat das späte 20./frühe 21. Jahrhundert eine andere Antwort. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs waren es primär familiäre Eingriffe wie Prügel, Missachtung und Verhöhnung kindlicher Bedürfnisse, Verächtlichmachung von ›Schwäche‹ und andere Formen psychischer und physischer Erniedrigung, die die männlichen Kleinkörper davon abhielten, eine stabile libidinöse Besetzung der eigenen Körpergrenzen zu entwickeln. Die eigene Außenhaut – dieses wundervolle Organ zur Entwicklung freundlicher Kontakte zu anderen Menschen – die Grundlage aller Sorten von Beziehungsfähigkeit, blieb in der Regel weitgehend unbelebt. Damit fehlte die Grundlage zur Entwicklung eines stabilen Körper-Ichs im Sinne Freuds.

Abhilfe schaffte das Militär. Diejenigen Männer, die die körperlichen Qualen des Drills und der systematischen Erniedrigung durch die Offizierskaste überstanden, erlebten das sehr oft als ›Befreiung‹, als Durchbruch in eine neue Körperlichkeit und als Durchbruch zu einer Stärke, die sie vorher nicht gespürt hatten. Das Heer, die militärische Formation, zu deren Teil sie wurden, ersetzte ihnen die psychisch nicht belebte Körpergrenze. Sie bildeten das aus, was Wilhelm Reich ihren

›Panzer‹ genannt hat. Ein muskuläres Außen-Ich, das von Befehl und Gehorsam strukturiert war und ihren Körper, solange sie sich erfolgreich in diesem System bewegten, daran hinderte, zu fragmentieren. Der militärische Terror schlug in ihren Körpern um in eine Gewissheit der Stärke im Bewältigen äußerer Probleme. Die Memoiren der Freikorpsmänner – die sich dann stolz ›soldatische Männer‹ nannten – sind voll von Schilderungen der Begeisterung über das Erreichen dieses körperlichen Stadiums: Freiheit! Ein ›befreiter‹ Zustand – allerdings ohne die Möglichkeit psychisch tragfähiger Beziehungen zu irgendwem. Die geradezu logische Folge: Allem, was diese Sorte muskulärer (ständig angstbedrohter) Balance stört, kann nicht anders begegnet werden als mit Gewalt. Mit Zerstörung der störenden Quellen, unter die insbesondere die Lebendigkeit von Frauen fällt – ihre (körperauflösende) Kraft des Erotischen.

Daraus ergibt sich eine häufige Frage der letzten Jahre: Wie funktioniert das denn heute, wo die körperliche Züchtigung nicht mehr den Spitzenplatz unter den ›Erziehungsmitteln‹ einnimmt? Und wo auch das Militär in dieser körperstabilisierenden Funktion nur für relativ wenige heutige junge Männer entscheidend ist.

Mir kamen dazu zunächst andere Körperbearbeitungsstätten in den Sinn: Sportstätten, Schützenvereine, die privaten Trainingscenter, die viele Männer regelmäßig aufsuchen, um die eigene Muskulatur zu ›stählen‹, oder, simpel gesagt, ›sich fit zu halten‹. Bis hin zu gladiatorischen Kampfverfahren wie vorgeführt in David Finchers Film *Fight Club* (1999).

Jacob Johansen sagt dazu, dass die ehemalige Stabilisierungsfunktion des Militärs heute vorwiegend vom Internet wahrgenommen wird. Dem stimme ich voll zu. Die erste Idee in diese Richtung kam mir zuerst nach der Lektüre des 1.500-Seiten-Manifestes, das Anders Behring Breivik kurz vor seinem Oslo-Anschlag und den Utøya-Morden ins Netz gestellt hat. Breiviks Aussage im Prozess, er habe die Morde vor allem machen müssen, damit man seinen Internet-Text wahrnehme, unterstrich dies. Die Wahrnehmung seines Internet-Auftritts sollte seinen Helden-Status zementieren. Sie sollte seine von irdisch-weltlicher Gerichtsbarkeit nicht erreichbare Übergesetzlichkeit beweisen, letztlich: die Unverletzlichkeit seiner Körperlichkeit. Das Internet als ›body-armour‹.

Der Gebrauch des Internets als Körperpanzerung bestimmter Einzelmänner und Männergruppen wurde in der Folgezeit immer auffälliger. Jacob Johannsen arbeitet das in aller Deutlichkeit heraus an den verschiedenen (und doch so gleichen) Männergruppen der Mannosphäre. Ein sehr wichtiger Punkt in der körperlich-geistigen Formation des ›faschistischen Typus‹ ist hier berührt. Ein Punkt, der oft übersehen oder nicht ernst genommen bzw. als ›widersprüchlich‹ beiseite geschoben wird: nämlich die Gleichzeitigkeit hochentwickelter technologischer Kompetenzen. Ein Merkmal fast aller faschistischen Männlichkeit – mit Ideologien höchster ›Rückständigkeit‹ wie ›Blut und Boden‹ bei den deutschen Faschisten oder die Rede von der ›natürlichen‹ Überlegenheit des Männlichen über den Frauenkörper bzw. der ›Überlegenheit‹ der weißen ›Rasse‹ über alle ›People of Colour‹. Man gelangt zur Feststellung, die Männer der Mannosphäre sind irgendwie höchst modern und höchst rückständig zugleich. Sie empfinden dies aber eben nicht als ›einen Widerspruch‹. Für sie sind das Teile einer ganz besonderen Art von Ganzheit, die sie sich selbst attestieren. Verherrlichung steinzeitlicher Geschlechts-Konstruktionen und virtuose Netzbeherrschung bzw. die Fähigkeiten zum hochtechnologischen Raketenbau gehen Hand in Hand.

Es handelt sich dabei nicht um etwas ›Metaphorisches‹, es geht um reale Körperzustände. Es ist wichtig, das Internet als körperliche Realität zu begreifen, die Zusammenschaltung mit ›dem Netz‹ nicht prinzipiell zu unterscheiden von der Zusammenschaltung des soldatischen Manns ›alten Stils‹ mit seinem Maschinengewehr, seinem Motorrad, seinem Panzer, seinem Flugzeug. Die technischen Geräte sind nicht einfach ›totes Material‹. Die psycho-physische Zusammenschaltung mit ihnen verleiht vielen Körpern eine Art besonderer ›Lebendigkeit‹. Vor allem erhöht sie in einem enormen Umfang die Machtgefühle der so Verbundenen.

Bis vor zwei Jahrzehnten lebten die meisten Männer der verstreuten ›Right-Wing‹-Zweige auf der Welt überwiegend isoliert – ohne große Kenntnis voneinander, in kleineren Gruppierungen und oft zerstritten. Jetzt gibt es ihre internationale Präsenz, eine Art Omnipräsenz, die sie unermüdlich ausbauen und ausdehnen. Was heute ›Mannosphäre‹ heißt, ist ein Produkt des Internets (das einmal angetreten war, das Graswur-

zel-Demokratische auf der Welt zu fördern). Mit dem Anschluss ans Netz gliedert der von Fragmentierung bedrohte Einzelkörper sich in eine große übergreifende Ganzheit ein. Jeder zustimmende Like-Klick vergrößert die Person ins Überdimensionale. Wir werden Zeugen einer technologischen Neufundierung des ›Master-Race-Prinzips‹. Damit soll nichts prinzipiell gegen das Internet gesagt sein. Im Gegenteil: Es ist vielfältig nutzbar. Die Technologien stehen allen zur Verfügung – auch den Mördern und Gangstern, die seinen Gebrauch als Zuwachs ihres Macht- und Gewalt-Körpers erleben. ›Wir‹ nutzen es anders und sollten/können es anders nutzen.

Eine entscheidende Differenz zu der Figur, die ich den heutigen ›Normaltyp‹ nennen würde, ist hier berührt. Vom Status einer irgendwie in sich selbst ›stimmigen‹ Einheitlichkeit der eigenen Körperlichkeit haben sich viele Menschen der westlich-demokratischen Gesellschaften meiner Ansicht nach grundlegend entfernt. Ich suche das seit einiger Zeit mit der Bezeichnung ›Segment-Ich‹ zu fassen. Dieses ist so etwas wie die im Zivilleben gelungene ›Überwindung‹ jenes Körpertyps, der in Angst vor sogenannter ›schizophrener‹ Spaltung lebte. Dieser Körpertyp dominierte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Er sah sich als ›gut‹: guten Staatsbürger, guten Familienmenschen, guten gehorsamen Untertanen, guten Angehörigen einer überlegenen Rasse. Er sah sich als ›human‹, auch wenn er mordete. Die Obrigkeit würde schon wissen, was sie da anordnete. Alles, was hiervon abwich, bedrohte die Körper mit Fragmentierung, psychischem Zusammenbruch. Das ›Abweichende‹ wurde – wo nicht die Möglichkeit zum physischen Eingriff (= Umbringen) gegeben war – psychisch abgespalten. Wer das nicht schaffte und auffällig wurde, wurde als ›krank‹ angesehen. Die klinisch auffällige Form hieß ›Schizophrenie‹, d. h. die Spaltung in ›zwei Persönlichkeiten‹.

Heutige Bürger der westlichen Demokratien lassen sich eine solche Spaltung nicht mehr einreden. Sie haben zu viele Anschlüsse zu verschiedenen Sparten des Wirklichen. Man kann dies so beschreiben: Mann mittleren Alters, Angestellter, bringt Kinder zur Schule, verabschiedet Ehepartnerin mit Kuss, vereinbart auf dem weiterem Weg zur Arbeit ein Date mit heimlicher Geliebter, tätig um 10:20 im Büro Aktiengeschäft (Immobilien, Waffenhandel), spendet um 10:50 für hungernde

Kinder in Indien, macht um 11:30 einen Untergebenen wegen lascher Arbeitsauffassung zur Sau und ist in der Mittagspause nett zu allen umgebenden Mitarbeitern (für deren Entlassung er in der Sitzung um 14:30 plädiert; notwendig im Sinne der Firma). Er kann in einer Kirche sein oder auch nicht in einer Kirche sein, er kann am Morgen eine Stunde religiös sein und am Abend wieder. Eine Stunde Pazifist und Kinderhelfer, eine Stunde Kriegsunterstützer, dazwischen die anstehenden Anwaltstermine organisieren zur ›Vermittlung‹ einiger dieser Bereiche untereinander. Dabei hat auch seine Körperlichkeit häufigen Netz-Anschluss. Er kann dann zum Feierabend als guter Nachbar am Zaun stehen, am nächsten Tag aber nachbarschaftlicher Denunziant in Parkplatzfragen oder Fragen von Hundekacke sein. Er kann – wie David Lynch an einem College-Professor vorführt – die Tochter am Frühstückstisch als sauberer Vater wegen etwas Dreck unter ihren Fingernägeln ohrfeigen, aber nachts ›das Gespenst‹ sein, das in ihr Bett steigt und sie sexuell missbraucht.

Unter der Figur eines irgendwie einheitlichen Ichs ist das nicht unterzubringen. Wie geht dieser ›Normaltyp‹ damit um? Soweit ich sehe, wird beim Zustandswechsel in den neuen Bereich der jeweils alte Zustand abgespalten oder besser: weggedrückt. Das entscheidend Neue: Dies geschieht ohne irgendein Gefühl von ›Krankhaftigkeit‹. Das Umschalten von einem Zustand auf den anderen erscheint als absolut ich-syntheton, als absolut unpathologisch. Das ›Ich‹ besteht aus einer bestimmten Anzahl von Segmenten, die ko-existieren, ohne sich gegenseitig groß zu behelligen. Wer gut damit umgehen kann, kommt gut klar mit den umgebenden gesellschaftlichen Realitäten. Dazu bieten die heutigen technologisch und sozial ausdifferenzierten Gesellschaften für die segmentierte Psyche der Einzelnen Aktions- oder Verhaltensspielräume, die im Prinzip z. B. jede Übertretung erlauben, solange sie nicht im Fokus der Öffentlichkeit erscheint. Wir leben in einer Gesellschaft von Enklaven, die sich gegenseitig in Ruhe lassen.

Männer der Mannosphäre scheinen demgegenüber eine solche Kulturtechnik des kühlen Segmentierens (der Welt und der eigenen Psyche) nicht gelernt zu haben bzw. sind daran gescheitert. Sie erstreben – wie Jacob Johanssen mehrfach betont – ein einheitlicheres Weltbild, das sich

aber angesichts der vielen verwirrenden Wirklichkeiten, in denen ›Mann‹ leben muß, nicht erreichen läßt – außer mit Gewalt und Zerstörung.

Andere Formen des Widerstands gegen diese Segment-Welt sehen wir bei Bewegungen wie ›Fridays for Future‹. Hier begehren jüngere Menschen gegen die versierten Verhaltenstricks ›der Alten‹ auf, die ihnen als ›verlogen‹ erscheinen: nämlich jede halbe Stunde etwas anderes zu erzählen und sich an nichts davon wirklich zu halten.

Für die heutige Psychoanalyse ergibt sich daraus ein generelles Problem, nämlich die Frage: Mit welcher Art ›Ich‹ haben wir es eigentlich zu tun, wenn wir die Formel ›Ich‹ sprachlich verwenden – für uns selbst oder für andere ›Ichs‹ der Gesellschaft. Die Frage ist weitgehend unbeantwortet. Die meisten Autoren helfen sich damit, einfach das Wort ›Subjekt‹ in ihre Texte zu setzen, Dieses ›Subjekt‹ existiert aber nicht – außer als abstrakte philosophische Setzung. ›Subjekt‹ ist eine Idee und körperlos. Es geht aber um Körper. Um ihren fortwährenden Versuch, ihre einzelnen Fragmentalitäten so auszusteuern und zu organisieren, dass mit ihnen ›das Leben lebbar wird‹.

Lebbar wird es in Beziehungen zu anderen Menschen. Diese Einsicht lässt die Psychoanalyse Jessica Benjamins ins Zentrum der Betrachtungen von Jacob Johannsen rücken, wenn er darüber nachdenkt, wie den isolierten Welten der Mannosphäre zu entkommen wäre. Die Erkenntnis, dass das ›Ich‹ im Grunde nicht existiert ohne Relation auf ›den Anderen‹, ist zwar in der Theorie vorhanden – in die Formen unserer Rede und Formen unseres Verhaltens ist sie noch längst nicht eingezogen. Wir wissen nur sehr ungenau, was wir meinen, wenn wir ›Ich‹ sagen.

Jessica Benjamins Ausführungen zur ›Kraft des Vaginalen‹ – das die rechten Männer heute so intensiv wie die soldatischen Männer vor 100 Jahren als ›verschlingend‹ fürchten – setzt hier auch die nötigen Akzente zur Abgrenzung neuer psychoanalytischer Überlegungen vom Komplex des ›Ödipalen‹ mit seinem Hang zur binären Aufteilung (nicht nur) der Geschlechterverhältnisse der Menschheit(en). Diese Arbeit war mit dem Anti-Ödipus von Deleuze/Guattari nur zum Teil erledigt. Auch hier zeigt sich, dass jene Menschengruppen, die ihr ›Queer-Sein‹ in den letzten Jahrzehnten ins öffentliche Bewusstsein gehoben haben, auf weit mehr zielen als nur auf die Wahrnehmung und Anerkennung

ihrer ›abweichenden‹ Sexualitäten. Bei der Auflösung der Systeme der ›binären Geschlechterordnung‹ werden zentrale Organisations- und Denkformen ›unserer‹ Gesellschaft infrage gestellt. Eine der Folgen sehen wir in der sukzessiven Auflösung aller Denkformen der ›Zweiheit‹, also der heteronormativen Geschlechter-Dualität wie auch dessen, was philosophisch ›Dialektik‹ heißt. Die Dinge sind nicht ›zweiseitig‹, sie haben (fast immer) mehrere Seiten; die Denkform These – Antithese – Synthese ist überholt. Auch das Beweisschema ›unseren‹ Sprachgebrauchs, das (fast immer) von einem bestimmten Punkt aus die Dinge ordnet – hierarchisch ordnet – und aus dieser ›Höhe‹ seine ›Wahrheitsbeweise‹ anzutreten sucht, ist im Kern höchst dubios geworden. Dass es möglich ist, mit ›rationaler‹ Argumentationsweise so gut wie alles und jedes zu beweisen, hat nicht zuletzt Anders Breivik in seiner Rede vor Gericht bewiesen. Alles, was er vorbrachte, war schön mit Statistiken und Tabellen belegt und dennoch großer Unsinn. Unsere Sprache, sowohl die alltägliche wie auch die Hochsprache, hinken der Wirklichkeit der Körper und der tatsächlichen Diversität der gesellschaftlichen Zustände hinterher. Umso bedeutender ist Jacob Johanssens Bemühen, hier Breschen ins Dickicht zu schlagen auf Feldern, deren Übersichtlichkeit nicht gerade zunimmt.

Weniger denn je sind wir ›am Ende‹ von Erkenntnisprozessen. Dass wir nicht in gesicherten ›demokratisch-zivilisierten‹ Verhältnissen leben, hat uns Trumps Amerika gezeigt (and it's not ›the only one‹). Dass es Männer gibt, die das Leben unerträglich finden, weil es Frauen gibt, die ›Gleichheit‹ fordern, ist ein drängendes Problem an den Fundamenten der Demokratie. Gleichheit ist unnatürlich. Kapiert das doch endlich!

Klaus Theweleit
Herbst 2022